

Zeitschrift: Berichte der St. Gallischen Naturwissenschaftlichen Gesellschaft
Band: 86 (1993)

Artikel: Die Gemse : das populärste Bergtier
Autor: Hofmann, Heini
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-832534>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 19.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Gemse - das populärste Bergtier

Heini Hofmann

Sie ist tatsächlich der Inbegriff eines Gebirgstieres, die Gemse: Kraft, Eleganz und Geschmeidigkeit dominieren ihren Körperbau. Wachsamkeit, Beweglichkeit, Ausdauer und Tempo sind ihre Trümpfe. Ihre "Waffe" ist die aussichtsreiche Flucht dank Überlegenheit in der Überwindung schwierigen Geländes.

Die Gemse ist heute nicht nur im ganzen Alpenraum vertreten, sondern darüber hinaus in den Voralpen, auf den Jurahöhen und - in Form inselartiger Kolonien - sogar im Mittelland.

Lebensraum: Die Waldkampfzone

Das Habitat der Gemen reicht vom oberen Waldgürtel und den angrenzenden alpinen Weiden einerseits bis hinauf zu den Gipfeln und andererseits den Schluchten und Felsen entlang bis hinunter in die Talsohle. Jahreszeit und Nahrungsangebot bestimmen die bevorzugte Geländestufe. Spät im Frühling sind die Gemstiere in den tiefsten Lagen anzutreffen, folgen dann der weichenden Schneegrenze und dem spriessenden Grün, um im Spätsommer bis auf 3000 Meter zu klettern. Bei Wintereinbruch suchen sie wieder den oberen Waldgürtel auf.

Das Gemswild liebt steile und kalte Lagen, Schatten- und Nordhänge. Offene Waldpartien mit Kraut- und Zwergstrauch-

schicht in felsigen Schluchten oder geröllhaldendurchsetzte Weiden in Gebirgskesseln mit schützenden Felsbastionen sind bevorzugtes Gemsgelände. Kurz: reichgegliederte Landschaften im Bereich der Waldkampzone, mit Weide, Deckung und Rückzugsfelsen für Rudelgrösse. In solch idealer Gemslandschaft sind die Flucht-verausgabungen kleiner, weil die Fluchtwege kürzer sind.



Abb. 1: Auf der kurzhaarigen, fast lehmfarbenen Sommerdecke kontrastieren der schwarze Aalstrich und die dunklen Stiefel besonders gut. (Bild: Robert Maier/Agentur Sutter)

Mit “Nachbrenner” bergan

Anders als das Reh, welches als Schlüpfertyp hinten überbaut ist, weist die Gemse eine horizontale Rückenlinie auf. Ihr gedrungenen, muskulöser Körper ruht auf kräftigen, relativ langen, in Unterarm und Unterschenkel stark gewinkelten Beinen. In ebenem Gelände erscheint ihre Fortbewegung nicht besonders grazil; dafür ist sie unbestrittener “Bergpreissieger”.

Selbst bergabwärts flüchtet sie schnell, wenn auch nicht unbedingt elegant, und dies wegen der langen Hinterläufe. Bergauf aber erweist sich gerade diese kräftige Nachhand als schubstarker "Nachbrenner", welcher die Tiere raketengleich bergan sausen lässt, steilste Felsplatten ebenso wie Geröllrunsen spielend erklimmend.

Kletter-Biotechnik

Die Lebensversicherung eines Bergsteigers und Kletterers ist sein Schuhwerk; es muss robust sein, Profil aufweisen oder gar mit Antirutschhilfen ausgestattet, das heisst Tricuni-bewehrt sein. Dies gilt auch für das Grattier Gemse. Ihr Fortbewegungs- und Kletterapparat ist denn auch ein biotechnisches Wunderding.

Auf steinigem Untergrund und zumal bei hoher Geschwindigkeit können die Beine oft nicht ideal Grund fassen, sondern müssen recht "verzworgelt" zwischen die Steine abgestellt werden. Diese Schwierigkeit meistert die Gemse spielend, weil die Gelenke an ihren Läufen extrem beweglich sind, so sehr, dass es manchmal scheinen will, die Tiere hätten ein "Ghürsch" mit ihren Stelzen.

Aufwärts acht Stützen

Die Bergschuhe der Gemse sind ihre "Klauen", an jedem Fuss zwei, die - wie bei Hirsch-, Reh- und Steinwild - Schalen genannt werden. Deren Sohlen sind hartgummiartig-plastisch, passen sich also den Unebenheiten des Bodens an, während ihre Hornwände hart sind, sich folgedessen weniger abnutzen und daher die weichere Sohle leistenartig überragen, sozusagen als Rutschbremsen. Man könnte, etwas salopp, auch sagen: Prinzip Spikesreifen...

Zudem: Wie die Beine, so sind auch die Schalen - oder besser gesagt die Schalenhälften - extrem verstellbar und passen sich somit den Bodenunebenheiten an. Die langen Zehen können weit gespreizt werden, wobei ein starkes Band ein spagatartiges Überdehnen verhindert. Das erleichtert nicht nur die Fortbewegung im Schnee, indem die Spreizzehen hier fast Schneebrettfunktion ausüben, sondern gibt auch besseren Halt im Geröll, weil nämlich die Gemse alle Zehen praktisch einzeln einrasten und verkanten kann, so dass sie sozusagen auf acht statt nur vier Stützen steht.

Abwärts sechzehnfaches Abstützen

Mehr noch: Auf steilen, glitschigen Grashängen kann die Gemse noch ein weiteres Sicherungselement einsetzen, nämlich sogenannte "Anker werfen". Die hinten an den Läufen sitzenden, abwärts gerichteten, paarigen Afterklauen (= Überbleibsel des dritten und vierten Finger- respektive Zehenstrahls beim Paarhufer), welche auf ebenem und festem Gelände den Boden nicht berühren, bohren sich bei der Abwärtsflucht am Steilhang, zusammen mit den Schalenspitzen, steigeisengleich ins Erdreich.

Mit anderen Worten: Der Gams wird's auch am Hang nicht bang; denn sie steht hier, weil jeder Lauf zwei Schalen und zwei Afterklauen hat, sozusagen mit sechzehn Abstützpunkten fest auf der schiefen Ebene. Der geneigte Leser merkt: Die Geländegängigkeit ist keine Erfindung des Menschen. Und punkto Geschwindigkeit in schwierigem Terrain stellen die Gamsen die motorisierten 4x4 alleweil noch tief in den Schatten. Kein Kunststück - mit sechzehnfacher Bodenhaftung!

Gamsen sind Dämmerungstiere

Geäst wird von Tagesanbruch bis in den Vormittag hinein und abends bis in die Dämmerung, stets mit hellwachen Sinnen, wobei sich das Gamswild vor allem optisch und geruchlich orientiert, weniger akustisch. Die vorteilhafte Technik der Nahrungsaufnahme der Wiederkäuer kommt ihm dabei ganz generell zustatten: kurzes Austreten, rasches Aesen und dann Sichzurückziehen zum Wiederkauen in sichere Deckung.

Zwischen den Aktivitätsphasen und vor allem während der Nacht ist Ruhezeit. Im Winter werden die Tiere später aktiv und legen sich abends früher zur Ruhe. Umgekehrt trifft man im Frühling praktisch zu jeder Tageszeit äsende Gamsen; denn jetzt gilt es, Körperaufbaustoffe neu zu tanken.

Richtig ruhen bedeutet auch für Gamsen eine Frage des Energiehaushalts. Man legt sich nicht einfach irgendwo flach, sondern gezielt, unter Ausnutzung der mikroklimatischen Gegebenheiten, und zwar so, dass entweder kühlende Säuselwinde oder aufsteigende Warmluft genutzt werden können. Ganz abgesehen davon, dass derartige Felsbänder und Gratkanten zugleich gute Geländebeobachtung

gewährleisten. Und im Sommer legen sich die Gemen besonders gerne präzis auf Schneeresten.

Versteckte Felsnischen sind die bevorzugten Liegeplätze territorialer Böcke, oder aber sie dienen den Gemstieren als Unterstände bei Sturmweather. Weil Gemswild die Angewohnheit hat, sich nach dem Erheben vom Liegeplatz zu strecken und dabei Losung (Kot) abzusetzen, sind solche über Generationen verwendete Ruheplätze oft vogelbergähnlich mit einer dicken, verrotteten Mistschicht bedeckt.

Nahrungsgeneralisten

Gemen sind zwar anspruchsvolle Wiederkäuer, aber nicht verschleckt; es sind Nahrungsgeneralisten, die, ähnlich wie Schneehase und Rauhfusshühner, ihre Bedürfnisse aus unterschiedlichsten Nahrungsquellen befriedigen können. Ja sie sind, wie Pansenuntersuchungen belegen, sogar imstande, bei Futterverknappung im Winter mit extrem einseitiger Ernährung zu überleben.

Während sie sich im Sommer vorwiegend von Gräsern und Kräutern und nur in zweiter Linie von Knospen, Blättern und Zweigen ernähren, stehen in der kalten Jahreszeit Nadel- und Laubhölzer (zum Beispiel Fichte und Erle), Zwergsträucher (wie Heidel- und Preiselbeere), aber auch Farne, Bartflechten und Trockengräser hauptsächlich auf dem kargen Menüplan.

Eine Konkurrenzsituation zwischen den verschiedenen Vertretern der Schalentiere kann sich bezüglich Wintereinstände ergeben. Dabei ist die Gemse dem robusten Rothirsch unterlegen, jedoch überlegen dem Reh, da sich dieses im Schnee weniger gut bewegen kann und höhere Nahrungsansprüche stellt. Zwischen Gams und Steinbock kommt es eigentlich nur dort zur Konkurrenz, wo Gemen gezwungen sind, zusammen mit viel Steinwild zu überwintern.

Maskenträger

Gemen sehen aus, als ob sie Halbmasken trügen. Ihr auf kurzem Hals ruhender, graziler Kopf ist nämlich auffällig gezeichnet. Weiss bis rahmgelb leuchten Wangen, Kehle, Stirnblasse, Nasenrücken

und Ohröffnungen, derweil sich beidseitig ein schwarzer Zügel von der Krucke (Gehörn) über die grossen Lichter (Augen) bis hinab zur Muffel (Nase) zieht.

Neben den üblichen Talgdrüsen der Haut und den Zwischenzehendrüsen besitzt die Gemse (gleich wie ihre Verwandte in der Neuen Welt, die Schneeziege) direkt hinter der Krucke paarig angeordnete, sogenannte Hinterhorndrüsen, besser bekannt als Brunftfeigen.



Abb. 2: Die Gemse ist nicht nur das populärste aller Gebirgstiere, sie ist geradezu ein Wahrzeichen intakter Berglandschaft!

(Foto: Peter W. Baumann/Agentur Sutter)

Beim Bock sind diese Talgdrüsengebilde in der Brunftzeit nussgross und enthalten ein schmutziggelbes Sekret, welches beim Markieren an Gräser und Zweige - und indirekt auch an die Krucke - verschmiert wird. Ein weiteres Brunftzeichen des Bockes ist das Blädern, ein merkwürdiges Grunzen aus offenem Maul.

Sommer- und Wintermode

Zweimal jährlich, im Frühling und Herbst, wechseln die Gemen

ihr Haarkleid. An der kurzhaarigen Sommerdecke, die praktisch nur in den Monaten Juli und August voll ausgeprägt ist, kontrastieren der schwarze Aalstrich längs über dem Rücken sowie die dunkel gestiefelten Beine deutlich zur grau- bis rotgelben Körperfarbe. Die Gesichtszeichnung jüngerer Tiere ist jetzt kräftiger.

Im Gegensatz zu mehrheitlich schlicht-braun gefärbten Wildtieren geben sich die Gemen also recht modisch, und dies nicht nur zur warmen Sommerszeit. Im Winterkleid mit seinen kurzen Woll- und langen schwarzen Deckhaaren erscheint das Gemswild, zumal im Schnee, fast schwarz, mit bräunlicher oder bläulicher Tönung. Die hellen Partien an Kopf und Spiegel (Schwanz) heben sich jetzt signalartig ab. Alte - und auch kranke - Tiere sind von blasserer Farbe, ihre Gesichtszeichnung wirkt verwaschen.

Rücken- statt Kinnbart

Was die Hausziege am Kinn, trägt die Gemse über dem Rücken: den berühmten Gamsbart. Die schwarzen Deckhaare des Aalstrichs werden nämlich im Herbst nicht gewechselt und wachsen bis im Dezember. Am längsten werden sie über dem Widerrist (Übergang Hals/Rücken) und der Kruppe (Endrücken).

Besonders lang - bis zwanzig Zentimeter - spriest dieser Bart bei Böcken im besten Alter. Beim Imponieren richten sie ihn auf und vergrößern dadurch ihre Erscheinung von der Breitseite her. Bei Geissen, Jungtieren und auch Altböcken ist der Gamsbart jedoch wenig markant ausgebildet. Reife Böcke erkennt man in der Regel auch am sogenannten Pinsel, das heisst einem langen, dichten Haarbüschel, welches unten an der Bauchdecke die Penisöffnung markiert.

Gehörn = Krickel = Krucken

Das Gehörn der Gemse, Krucken oder Krickel genannt, unterscheidet sich sowohl in der Form als auch im Wachstum sehr von den Stirnwaffen anderer Hornträger. Bei Steinböcken, Wildschafen und Antilopen beispielsweise entwickelt sich der Stirnschmuck kontinuierlich, wenn auch im Alter verlangsamt, aber doch - entsprechend der Jugendanlage - gleichsinnig weiter.

Anders bei der Gemse: Die eigenartige Rückwärtskrümmung der Krickel wird nämlich bereits in den zwei ersten Lebensjahren angelegt. Auch das Längenwachstum, das immer von der Basis her erfolgt, dominiert in den ersten drei Lebensjahren, ganz speziell im zweiten, das heisst im Jährlingsalter. Im vierten und fünften Jahr nimmt der Zuwachs rapide ab und beträgt ab dem sechsten Jahr nur noch Millimeter.

Durch den Wachstumsunterbruch im Winter bildet sich an den Krickeln eine Furche. Der darauffolgende Schub wird auch als "Jahrring" bezeichnet. Beides, Furchen und Jahrringe, ermöglichen eine Altersbestimmung, allerdings nur am erlegten Tier; denn auf Distanz lassen sie sich schlecht ablesen, ausser eben im Kitz- und Jährlingsalter, welche Altersklassen jedoch auch sonst gut erkennbar sind.

Kein Konditionsbarometer

Für eine differenzierte Alters- und Geschlechtsbestimmung in der Wildbahn müssen daher - neben den Krucken - auch andere Körpermerkmale einbezogen werden. Immerhin, einige Anhaltspunkte geben die Krickel doch auch: Bei den Böcken sind sie stärker und gewöhnlich deutlicher gekrümmt, während jene der Geiss dünner und weniger gehakelt sind. Die Spitzen der Geisskrickel weisen deshalb bei erhobenem Haupt lediglich schräg nach hinten unten, jene des Bockes fast senkrecht abwärts.

Weil aber die Gemskrucken nur in frühester Jugend stark wachsen und in den besten Lebensjahren fast keinen Zuwachs mehr aufweisen, vermag ihre Länge nur etwas über die Kondition junger, nicht aber ausgewachsener Gemsen auszusagen. Es kann daher unter Umständen ein gut entwickelter, starker Bock mickrige Krickel tragen, weil er vielleicht eine stressreiche Jugend hatte, sich dann aber gut erholte, bis eben auf die Krickel, welche, aufgrund ihrer Wachstumseigenschaften, die Auswirkungen magerer Jugendjahre nie mehr aufholen können.

Wald- und Alpengemsen

Die Gamskrucke ist denn auch von geringer Bedeutung im Rangordnungsgeschehen. Hier zählen vielmehr Gesamterscheinung,

Imponiergebahren sowie Schnelligkeit und Ausdauer bei Verfolgungsjagden. Allerdings können die Krickel, weil hakenförmig gekrümmt, eine gefährliche Reisswaffe darstellen.

Dass der Stirnschmuck der Gemse nicht in gleichem Masse Gesundheit, Stärke und Rangordnung symbolisiert wie die Stirnwaffe beim Steinbock oder das Geweih beim Hirsch- und Rehwild, mag auch die Tatsache belegen, dass starke Gemsböcke mit abgeschlagener oder defekter Krucke sich erfolgreich gegen Rivalen behaupten können.

Gemsen sind überhaupt Überlebenskünstler. Sie sind einerseits extrem vorsichtig, was mit ein Grund sein dürfte, dass sie als einzige im letzten Jahrhundert, als alle andern Schalentiere aus unserem Land verschwanden, überlebten. Andererseits sind sie enorm anpassungsfähig. Reine Waldgemsen im Voralpenbereich sind von gedrungenem Körperbau mit kurzen, dicken Krucken, Gemsen im Urgestein der Zentralalpen imponieren durch knochig-muskulösen Körperbau, während solche aus den Kalkalpen leichter und graziler gebaut sind.

Flegel und Halbstarke

Auch Gemswild pflegt ein gesellschaftliches Leben und formiert so etwas wie soziale Klassen, die der Schweizer Wildbiologe und Gemsforscher Peter Meile in streng wissenschaftlich nicht ganz erlaubter, aber für jedermann umso leichter verständlicher Analogie einteilt in: Kitze, Flegel, Halbstarke, Reife und Greise. Simpel, aber zutreffend, weil auf gemsnaher Feldbeobachtung und nicht auf Schreibstubentheorie basierend.

Kitze bleiben - bis im andern Frühjahr - in Begleitung ihrer Mutter. Flegel sind ein- bis zweijährige Tiere, die nur den Kitzen überlegen sind, den Alten aber noch Respekt erweisen. Anders die Halbstarke, das heisst drei- bis vierjährige Böcke respektive Geissen, die noch nicht oder bloss einmal gesetzt haben. Vor allem die halbstarke Böcke erweisen sich als Unruhestifter - oder Hefe im Teig - wie man's nimmt; denn sie beginnen sich bereits für brunftige Geissen zu interessieren und reizen dadurch die Eifersucht der reifen Böcke. Ob Analogien wirklich so unwissenschaftlich sind?

Reife und Greise

Reife Tiere sind demnach gewöhnlich fünf und mehr Jahre alt. Die Grenze zum Greisenalter schliesslich lässt sich nur ungenau ziehen, liegt aber generell bei den Geissen - das ewig Weibliche! - etwas höher als bei den Böcken. Letztere werden zwar schwerer, aber weniger alt. Auf über zwanzig Jahre bringen's nur die Geissen.

Greise Weibchen - auch dies beobachtete Gemsforscher Meile - werden gerne mürrisch und aggressiv im Alter und bringen dadurch, da sie sich erst kurz vor dem Tod vom Verband absetzen, Unruhe ins Mutter-Kind-Rudel, dieweil die alten Böcke sich als Einsiedler zurückziehen und folgedessen auch nicht stören...



Abb. 3: Das Gemskitz ist ein Folgertyp, es klebt fast ständig an der Mutter.
(Foto: Peter W. Baumann/Agentur Sutter)

Selten Zwillinge

Gemsen sind also keine uniformen Wesen, weder bezüglich Aussehen, noch punkto Ernährung oder sozialer Lebensweise. Auch

die Rudelbildung erfolgt nach ganz bestimmten Spielregeln: Jährlingsrudel bestehen aus Jungtieren des Vorjahres, welche von den erneut hochträchtigen Muttertieren abgewiesen werden.

Wenn die Geissen, erstmals in der Regel mit drei Jahren, nach einer Tragzeit von 23 bis 25 Wochen Ende Mai/anfangs Juni ihr Kitz (selten Zwillinge) geworfen haben und die Setzeinstände, das heisst das Wochenbett wieder verlassen, schliessen sie sich zu fast reinen Mutter-Kind-Rudeln zusammen, denen sich später ein Teil der Jährlinge, vorab die weiblichen, wieder zugesellt. Junge und reife Böcke bilden - bei uns eher selten oder nur kleine - Bockrudel, während sich ältere Böcke absondern.

“Schlittenfahrende” Gemsen

Das Gemskitz ist ein Folgertyp, der ständig an der Mutter klebt. Diese kann es also nicht, wie die Rehmutter, an geschützter Stelle ablegen und nachher wieder holen. Sie hält ständig Kontakt mit ihm, sucht und meckert nach ihm. Der Warnlaut ist ein Pfiff.

Und wie verspielt sind Gemskitze! In übermütigen Luftsprüngen und Rundläufen turnen sie um die Mutter herum. Im Verein mit andern Kitzen ergeben sich daraus Bewegungsspiele in unzähligen Variationen, wahre Wirbelwind-Jagden mit bockigen Luftsprüngen und verspielten Kapriolen.

Das - man darf ruhig sagen - Verrückteste, was bei Gemsen ganz selten, aber schon wiederholt beobachtet worden ist: das “Schlittenfahren”. Dabei lassen sich die Tiere liegenderweise über eine Schneezunge hinabgleiten, steigen wieder hoch, rutschen wieder runter, mehrmals, wie Kinder... Verbotene Analogien?

Alte Sünden der Gemsjagd

An die 100 000 Gemsen leben in der Schweiz. Doch weisen fast alle Bestände (ausser in Jagdbanngebieten) zuwenig reife Böcke auf. Der Grund ist bekannt und nicht sehr rühmlich: Jagdsünden aus der Vergangenheit.

Gestörte Strukturen

Dass auch im Waidmannswerk aus Fehlern gelernt werden muss, zeigt das Beispiel Gemse krass: Durch einseitige Jagd auf den

“grossen Bock” sind die Gemspopulationen weiter Teile der Alpen ihrer biologischen Bestandesstrukturen verlustig gegangen. Resultat: Fast keine reifen Böcke, eine Überzahl alter Geissen und grosse (notabene jagdlich ungenutzte) Jungtierabgänge in strengen Wintern.

Mehr noch: Zuwenig reife Böcke bedeutet Bildung überdimensionierter Rudel, dadurch zu grosse Belastung der Wintereinstände und folgedessen katastrophales Ausmass der Winterverluste. Diese aber betreffen in erster Linie Ungeborene, Kitze und Jährlinge.

Beispiel Abruzzen

Es leuchtet ein, dass eine Population mit einem guten Anteil an reifen Tieren die harte Jahreszeit besser zu überstehen imstande ist als eine jungtierreiche; denn zuviele “Flegel” belasten die zu dieser Jahreszeit knappe Nahrungsbasis, und die “Halbstarken” stören den sozialen Frieden, was zu unnötigem Kräfteverschleiss führt.

Interessantes Forschungsergebnis hiezu: Die von wilden Hunden und Wölfen bio-logisch, das heisst in allen Altersgruppen bejagte einzige Gemspopulation in den Abruzzen weist einen hohen Anteil reifer Gemsen und eine deutliche Gliederung in soziale Klassen auf.

Unsere Gemsbestände kannten lange als einzigen natürlichen Feind lediglich den Adler, wobei dieser praktisch nur für Kitze von Bedeutung ist. Der Luchs hat - noch nicht landesweit - erst wieder angefangen, ins natürliche Gleichgewicht regulierend einzugreifen.

Zuviel Fallwild

Gerade bei der Tierart Gemse, die sich durch Langlebigkeit und lange Fortpflanzungsdauer des Einzeltieres auszeichnet, wirkt sich eine menschengemachte, künstliche Desorganisation der Bestandesstruktur besonders nachhaltig aus. Die Fallwildverluste werden dadurch unnötig weit über den von der Natur ohnehin geforderten Zoll gesteigert.

Unbiologisches Bejagen durch selektive Dezimierung der reifen Böcke führt auch zu Problemen bei der Brunft, die Ende

Oktober beginnt und im November ihren Höhepunkt erreicht. Im Gegensatz zum Steinbock, der zwar auch im Winter brunftet, sich dabei jedoch nicht gross verausgabt, stellt die Gamsbrunft mit rastlosem Suchen und Herden, mit Imponieren und zünftigen Hetzjagden einen enormen Kräfteverschleiss dar. Dadurch kann ein Bock bis vierzig Prozent seines Herbstgewichtes einbüßen.

Eigengoal

Ist nun aufgrund einer altertümlichen Wildbewirtschaftungsform das Kräfteverhältnis extrem zugunsten der Geissen verschoben, kommen die verbleibenden (oft noch fast zu jungen) Deckböcke noch mehr an die Kasse respektive vom Fett. Und weil sie nicht, wie Rehbock und Hirschstier, zwischen Brunft und Winter genügend Zeit haben, wieder aufzufuttern, sind sie nun doppelt gefährdet.

Kein Wunder also, dass sich unter dem Fallwild, das die Schneeschmelze im Frühling freigibt, auch erstaunlich viele Böcke in den besten Jahren finden. Die einäugige Gamsjagd früherer Jahre auf den "starken Bock" biss sich somit in den eigenen Schwanz! Zum Glück hat ein Umdenken und entsprechendes Handeln bereits eingesetzt und fand auch im neuen Jagdgesetz Niederschlag.

*Anschrift: Heini Hofmann, Zootierarzt und freier Wissenschaftspublizist,
8645 Jona*

